

Grenzgänger der Sprachen

An den 33. Solothurner Literaturtagen lag die Soziologie im Wettstreit mit der Imagination

Rund achtzig Autorinnen und Autoren lasen übers Auffahrtswochenende an den diesjährigen Solothurner Literaturtagen in zehn verschiedenen Sprachen aus ihren Werken. Mit 12 500 Besuchern verzeichneten die Organisatoren abermals einen Publikumsrekord.

Roman Bucheli

Dann und wann schaukelte draussen vor den Fenstern still ein Ruderboot die Aare hinunter; auch Entenfamilien liessen sich unbekümmert im Wasser treiben. Kaum einer achtete ihrer. Und nur selten drang von ferne ein Echo jener Realität ans Ohr, die in tausendundeine Geschichte verwandelt wird und dann Literatur heisst: An den Solothurner Literaturtagen wurde die solcherart neu erfundene Wirklichkeit – wie jedes Jahr übers Auffahrtswochenende – in grossen und vollen Sälen, auf offenen Plätzen oder im Dunkelzelt in nachtschwarzer Finsternis vorgetragen. Andächtig und hingerissen lauschte das Publikum den Geschichten aus allen Teilen der Welt, die bald auf Deutsch, bald auf Französisch, hier in walsersdeutscher und dort in Oltner Mundart erzählt wurden. Gleich, ob auf Ukrainisch, Polnisch oder Rätoromanisch: Der Schritt aus der Lebens- und Erfahrungswelt ins Imaginäre des Erzählens ist überall auf der Welt gleich gross oder klein.

Manchmal reicht eine kaum wahrnehmbare Verschiebung, und aus dem Material wird Poesie; gelegentlich bedarf es der robusten Verfremdung, und sie verhindert dann trotzdem nicht, dass sich selbst nicht Gemeinte in den dargestellten Figuren zu erkennen meinen und mit dem Schrei «Haltet den Dieb!» den Finger auf den Autor richten und ihm die Richter auf den Hals hetzen. Auch von solchen Konstellationen handelte ein abschliessendes Podiumsgespräch über Fakt und Fiktion, das gemeinsam von Eva Menasse, Corina Caduff, Jürg Amann und Wilfried Meichtry bestritten wurde. Alle vier Autorinnen und Autoren verbindet eine Tätigkeit im Grenzgebiet zwischen Erfindung und Abbildung, zwischen Wirklichkeit und Imagination, zwischen erfundener Wahrheit und literarischer Lüge.

Es versteht sich, dass ein solches Gespräch in einer Stunde nicht zu Ende und erschöpfendem Abschluss kommen kann, gleichwohl ergab sich die eine oder andere Einsicht. Jürg Amann offenbarte sich als melancholischer Agnostiker, der mit fortschreitendem Alter erkannt habe, dass es nur die gelebte Wirklichkeit gebe und nichts dahinter: «Es gibt nur das Vergängliche.» Dieser Stachel aber sei ihm Anstoss genug für seine literarischen Exerzitien. Eva Menasse ihrerseits wiederholte, worauf sie bereits im Anschluss an ihre Lesung ganz unbefangen (denn naiv will man es nicht nennen) beharrt hatte: Man könne eben zu anderen Wahrheiten gelangen, wenn man die Wirklichkeit literarisieren. Bei dem Wort «Wahrheit» zuckte Corina Caduff sichtlich zusammen, und sie ver-

wahrte sich auch – was freilich etwas gar sophistisch anmutete –, gegen die Rede von *der* Wirklichkeit: Es gebe sie nicht, hielt sie tapfer, aber erfolglos dagegen.

Dominante Wirklichkeiten

Denn es gibt und gab die Wirklichkeit sehr wohl an diesen Literaturtagen; da hatte die Programmkommission vorgesorgt. Und auch das Publikum liess sich das Handfeste nicht so leicht abspenstig machen, mochte es auch Enten wie Ruderboote auf der Aare für einmal kaum eines Blickes würdigen. Denn nicht nur der kleine und grosse Grenzverkehr zwischen den Sphären des Wirklichen und Imaginären stand dieses Jahr auf der Tagesordnung; vielfältiger gar und mit Nachdruck präsentierte das Programm die Grenzgänger der Sprache. Dragica Rajčić trug in ihrem eigenen Idiom, das die Abweichung vom korrekten Deutsch bewusst kultiviert, Reflexionen über die Sprache und Hermann Broch vor. Die auf Walsersdeutsch und Italienisch schreibende Autorin Anna Maria Bacher las aus ihren Gedichten, die in einer aussterbenden Sprache von verlorenen Dingen erzählen und Spuren des Verschwundenen für die Nachwelt zu konservieren versuchen.

An die Grenze des Skurrilen und Spleenigen gelangte man freilich mit den beiden Schweizer Autorinnen Zoë Jenny und Regi Claire, die beide auf Englisch schreiben und auch im Gespräch mit dem Moderator und dem Publikum nicht mehr dazu zu bewegen waren, in ihre Muttersprache zu wechseln. Beweglicher sei das Englische als das Deutsche, behauptete Zoë Jenny, die sich, wie sie sagte, im Hochdeutschen nie zu Hause gefühlt habe; Regi Claire wiederum – die freilich im Gegensatz zu Zoë Jenny nie auf Deutsch publiziert hatte – rühmte die grössere Offenheit des Englischen für den spielerischen Umgang. Bezeichnenderweise zeigte noch nicht einmal der Moderator die Bereitschaft, die von den beiden Autorinnen vorgetragene Texte ernsthaft zu diskutieren. Das Gespräch plätscherte stattdessen vergnüglich und genügsam den biografischen Spuren und den Befindlichkeiten im fremden Sprachraum entlang.

Gelegentlich aber hätte man von der Programmkommission erwartet, dass sie sich von der Wucht der nach Solothurn eingeladenen Wirklichkeiten weniger hätte überwältigen lassen. Denn zu leichtfertig und oft zu umstandslos kippten die Gespräche mit den Autorinnen und Autoren aus der Imagination in die Lebensumstände und von da nur allzu leicht in die Soziologie und gar in die Platitüde. Das ist alles ehrenhaft und auch interessant; mit Literatur hat es manchmal wenig zu tun. Alberto Manguel, 1948 in Buenos Aires geboren, kanadischer Staatsbürger, heute in Frankreich lebend, las auf Französisch aus seinen in Englisch geschriebenen Büchern. «Jede Sprache ermögliche eine eigene Form des Denkens», hielt er im Gespräch fest, ohne dass der Gedanke danach vertieft worden wäre.

Ein ähnliches Grenzgängertum zeichnet Dinaw Mengestus Lebensweg nach: Er wurde 1978 in Äthiopien geboren, kam als Kind mit seinen Eltern in die USA und lebt heute als amerikanischer Schriftsteller in Frankreich. Seine Lesung aus «How to Read the Air» gab dann weniger zu reden als seine Existenz im Schnittpunkt mehrerer Kulturen. Und die aus dem Senegal stammende und heute in Strassburg lebende Schriftstellerin Fatou Diome liess ihre Lesung gleich umstandslos und zum Vergnügen des Publikums in eine alltagssoziologische Vorlesung über die Situation der Frau in Afrika und im Allgemeinen münden.

Und ebenso gab bei Josef Zoderers Lesung neben seinem Markenzeichen, dem breitrempigen, schwarzen Borsalino, der Umgang mit multiplen Identitäten mehr zu reden als die Literatur selber. Man verstehe die moderne Welt besser, gab er keck zum Besten, wenn man so oft wie er in einer «fremden Heimat» gewesen sei. Immerhin fügte er hinzu: «Literatur ist die beste Heimat, die ich habe; mein wirkliches Dasein spielt sich da ab, wo ein weisses Blatt nicht weiss bleibt.»

Neben solcher Zelebrierung des modernen Nomadentums hätte die Literatur leicht zu kurz kommen können. Doch die Kraft des Imaginären hielt tapfer und mit Erfolg dagegen. Monica Cantieni las aus ihrem Romanerstling «Grünschnabel», in dem sie aus der Perspektive eines Kindes mit Wörterschachteln eine Enzyklopädie der grossen und kleinen Welt anlegt. Rut Plouda unternahm in einem deutsch-rätoromanischen Zwiegespräch zusammen mit Angelika Overath die Kartografie des Sprach- und Lebensraums. Alex Capus fabulierte mit sich selbst um die Wette, ehe er dann doch aus seinem Roman «Léon und Louise» las; Catalin Dorian Florescu schilderte die zwei Versionen von der Geburt seines Romanhelden, und Michael Köhlmeier entwarf eine kleine Soziologie des Kaffeehauses.

Der Entgrenzung des Wortes hin zum Klang und zur Musik mochte man in Leo Tuors Lesung aus «Settembrini» beiwohnen. Bewusst und geschickt konterkariert er jedoch in seinem Text die folkloristische Verklärung des Rätoromanischen als «Sprache des Herzens» (im Gegensatz zum Deutschen als Sprache der Arbeit) mit derben Wortspielen und grotesk zugespitzter Selbstironie. Dass im Ergebnis dennoch ein Text von grosser Musikalität entsteht, hat nicht vor allem mit den fremd-vertrauten Klängen des Surselvischen zu tun, sondern mit der sprachlichen Spielfreude des Autors, der seinen eigenen Klängen nachhorcht und jedes Wort in vielfachen Echos nach- und widerhallen lässt.

Wortmusik trug auch der Sprachekstatiker Christian Uetz vor, und Juri Andruchowytch liess seine ukrainischen und teilweise auf Deutsch vorgetragenen Gedichte musikalisch von Vera Kappeler am Klavier und Peter Conradin Zumthor am Schlagzeug begleiten. Hier gewann freilich die Musik die Oberhand; die Gedichte wirkten zumal in der Übersetzung bloss. Erst als Andruchowytch wie die Wölfe zu heulen begann, kamen Sprache und Musik zusammen.

Kam zu den Lesungen von Uetz und Andruchowytch am späten Abend im Kreuz-Saal jeweils verhältnismässig wenig Publikum, so platzten die Säle am Sonntagmittag fast aus allen Nähten, als sich die Mundartdichter anschickten, allen Kosmopoliten die Schau zu stehlen. Zunächst traten Ernst Burren und Pedro Lenz in einen Wettstreit der Dichter. Nur wenige Kilometer trennen die Wohn-

orte der beiden, ihre Mundarten aber klingen, als würden Welten dazwischenliegen. Bei allen anderen Unterschieden in Temperament und Alter verbindet sie dennoch die Hingabe, mit der sie den Menschen ihrer Umgebung auf die Finger und den Mund schauen; hinzu kommt die sprachliche Genauigkeit, mit der Lenz und Burren die Anekdoten aus dem Leben ihrer Figuren erzählen.

Schliesslich fanden sich zum unbestrittenen Höhepunkt der diesjährigen Solothurner Literaturtage Raphael Urweider am Klavier sowie Achim Parterre, Beat Sterchi und noch einmal Pedro Lenz an den Mikrofonen zu einer hinreissend komischen Hommage an Ernst Eggimann, den 1936 geborenen Mitbegründer der «modern Mundart». Es war keine Feier der helvetischen Selbstgenügsamkeit. Ironie und Witz, Wortspiele und Gedankenblitze brachten die Sprache zum Tanzen und versetzten das Publikum in Begeisterung. Ernst Eggimann seinerseits bedankte sich mit einer kleinen Ansprache, in der er sichtlich gerührt und verlegen ein wenig über die Mundart extemporierte: Die Verwandlung in Mundart bringe den Gedanken weiter, hielt er beispielsweise all jenen entgegen, die in der Mundart nicht denken und noch weniger Komplexes ausdrücken zu können glauben. Gar mache diese besondere Form der Zweisprachigkeit, das permanente Übersetzen zwischen geschriebener und gesprochener Sprache «uns» (uns Schweizer wird er gemeint haben) aus.

Klangwelten

Man mochte es ihm nachsehen, dass der Gedanke vielleicht etwas kurzsichtig geraten war. Denn geschriebene und gesprochene Sprache sind stets ein Ergebnis des Übersetzens, ob einer nun Schweizerdeutsch, Ukrainisch oder gar mehrere Sprachen als sein literarisches Idiom bezeichnet. Und das Publikum wusste auch, was Eggimann meinte, als er sich zu der Formulierung verstieg, die Mundart sei Poesie, «da kann man gar nichts dagegen machen». Jede Sprache wird Poesie, wenn es dem Dichter gelingt, das Lied zum Klingeln zu bringen, das in jedem Wort schlummert. In zehn Sprachen wurde diese Kunst übers Wochenende in Solothurn durchgeführt. Ob einer den Oltner Dialekt redet oder polnisch dichtet, ist ganz einerlei, sofern nur die vielen Wirklichkeiten in Klänge verwandelt und darin neu erfunden werden.